

## Workshop „Riskante Forschung durch Losverfahren“ am 8. Juni 2021

**Georg Schütte**, Generalsekretär der VolkswagenStiftung, begrüßte die Teilnehmenden des Workshops und verwies auf die lange Tradition von Losverfahren: In der antiken Demokratie wurden Ämter durch Losverfahren vergeben. Auch die Rektoren der Universität Basel wurden noch im 18. Jahrhundert ausgelost. In Europa hat die VolkswagenStiftung das Losverfahren als erste Förderinstitution eingeführt, um im Rahmen der Förderinitiative „Experiment!“ neue Wege zu gehen und die Bearbeitung riskanter Forschungsfragen auf den Weg zu bringen. Er wies darauf hin, dass diese Idee mittlerweile weitere Kreise gezogen habe: Der Wissenschaftsrat habe sich in einer Stellungnahme von 2019 dazu positioniert und ausgeführt, dass das Los bei der Begutachtung von Risikoförderung weitgehend akzeptiert werde. Auch andere Förderorganisationen wie der Schweizerische Nationalfonds haben Losverfahren eingeführt. Wichtig für ihre Akzeptanz seien die Einbettung in eine Qualitätssicherung, eine wissenschaftliche Vorprüfung der Anträge und vor allem eine Verfahrenstransparenz.

Im Namen der Veranstalter begrüßte **Dagmar Simon** (EVACONSULT) die Teilnehmenden des Workshops mit einem Zitat von David Horobin: „*Originators have no peers*“, der allerdings dabei nicht an Losverfahren als Alternative zum Peer Review dachte, sondern an die Notwendigkeit, einen geschützten Raum für Innovator:innen und damit für neue Forschungsideen zu schaffen. Sie wies darauf hin, dass die Förderinitiative auch insofern neue Wege und damit ins Risiko gehe, da Scheitern ausdrücklich erlaubt sei, wenn sich das Projekt als nicht durchführbar erweise – ein Novum im deutschen Wissenschaftssystem. Im Anschluss wurden Zwischenergebnisse der wissenschaftlichen Begleitforschung unter dem Titel „‘Riskante‘ Forschung und Losverfahren: Wer wagt, der gewinnt?“ vorgestellt, für die Martina Röbbcke und sie von EVACONSULT sowie Lisa Schön und Michael Ploder von Joanneum Research verantwortlich zeichnen.

Die Fragestellungen der Begleitforschung, die sich dem Verständnis von riskanter Forschung und der Akzeptanz von Losverfahren widmen, verdeutlichte **Michael Ploder**. Untersucht wird, inwieweit es gelang, risikoreiche Forschungsprojekte auf den Weg zu bringen. Darüber hinaus interessieren die Auswirkungen auf die Karriereperspektiven insbesondere von Postdocs und generell die Wirkungen auf das Wissenschafts- und Innovationssystem. Die Begleitforschung basiert auf Online-Befragungen der Förderjahrgänge ab 2013 sowie auf Interviews mit den Geförderten und mit Stakeholdern aus der Forschungsförderung und dem Wissenschafts- und Innovationssystem.

**Lisa Schön** zeigte Unterschiede bei den Eigenschaften riskanter Forschung in den drei Fächergruppen auf. Bei den Naturwissenschaften stehen nach Einschätzung der Geförderten neue methodische Zugänge im Vordergrund, bei den Lebenswissenschaften auch neue theoretische Zugänge und bei den Ingenieurwissenschaften wird das Projekt oftmals für die Entwicklung erster Prototypen genutzt. Bei der Beurteilung des *Peer Review* sehen die Fördernehmer:innen geringere Chancen für riskante Forschung und das Problem eines *bias*, bewerten aber positiv die Durchsetzung von Fachstandards sowie die Legitimation durch die Bewertung durch Fachkolleg:innen. Demgegenüber steigen die Chancen für mehr Vielfalt der Forschung und für riskante Forschung durch das Losverfahren. In Bezug auf die

Zielerreichung stellt sich zum Zeitpunkt der Erhebung nur eine verschwindend geringe Anzahl von Projekten als nicht realisierbar heraus.

Die Geförderten *verorten* sich selber „zwischen den Disziplinen“, so **Dagmar Simon**, mit einer hohen Affinität zu „Schnittstellenwissenschaften“ wie etwa den Materialwissenschaften oder sie beziehen sich direkt auf bestehende interdisziplinäre *communities*. Sie verbinden damit große Chancen, tatsächlich neue Forschungsfragen zu bearbeiten, die sich nicht auf einen „State of the Art“ beziehen können, sehen aber auch das Problem nirgendwo Experte oder Expertin zu sein. Um dem Risiko entgegenzuwirken, am Ende mit leeren Händen dazustehen, werden Coping-Strategien entwickelt: die Veröffentlichung von Teilergebnissen, auch von „Negativ“-Resultaten, der Bezug auf bestehende Disziplinen und Forschungsfelder sowie das Kalkül einer „Rückkehr“ in die Fachgemeinschaft.

Risiken bestehen vor allem für die Postdocs in befristeten Verträgen, deren Anteil sich mit Einführung der Teil-Randomisierung in den Förderjahrgängen 2017 und 2018 im Vergleich zu 2013 – 2016 mehr als verdoppelt hat. Das schlanke Antragsverfahren wird von ihnen als Chance wahrgenommen, auf die Erläuterung der Forschungsidee zu fokussieren, und sie schätzen das Verhältnis von Aufwand und Ertrag als gut austariert ein. „Experiment!“ bedeutet für sie einen Reputationsgewinn, verbunden mit einer höheren Sichtbarkeit in der *scientific community* und ihrer Herkunftsinstitution. **Martina Röbbcke** wies darauf hin, dass ein großer Teil der Geförderten ihre Fördermittel für die Finanzierung von Promovierenden verwenden. Diese hätten die Möglichkeit, in einem ambitionierten Forschungsprojekt mitzuwirken, stünden allerdings vor der Herausforderung, in der kurzen Laufzeit von „Experiment!“ zugleich ein eigenes Promotionsthema zu entwickeln und zu bearbeiten. Aus diesem Grund sollten Möglichkeiten einer längeren Laufzeit und einer Anschlussfinanzierung eruiert werden.

Im Anschluss wurde diskutiert, ob durch „Experiment!“ ein besonderer Wissenschaftler:innen-Typus attrahiert und gefördert wird und wie die Selbstselektion der Antragsteller:innen und soziale Erwünschtheit zu bewerten ist. Vorstellungen der Jury-Mitglieder von Originalität und riskanter Forschung wurden als besonders interessant empfunden. Darüber hinaus wurde angemerkt, dass bei einer Förderquote von drei Prozent eine hohe Affinität gegenüber dem Losverfahren nicht erstaunlich wäre. Von Martina Röbbcke und Dagmar Simon wurde darauf hingewiesen, dass es sich bei den Antragsteller:innen um Professor:innen und Postdocs handele, die sich ansonsten wie andere auch um eine Förderung bei der DFG oder anderen einschlägigen Förderorganisationen bemühten; zudem seien es nicht die „looser“, sondern die Erfolgreichen. Auffällig sind allerdings die disziplinären Wechsel in der Berufsbiographie und das sich fast selbstverständliche Bewegen zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen Wissenschaft und Wirtschaft. Darüber hinaus charakterisiert sie Neugier, Kreativität, eine deutliche Abgrenzung von der sogenannten Normalwissenschaft und kein Interesse an sicheren und klar vordefinierten Projekten. Weiterhin interessierte, ob denn die Forschung riskant sei oder eher die Lage, in der sie durchgeführt werde. Mit dem Verweis auf das Konzept der epistemischen Verwicklungen von Ulrike Felt, die darunter die Organisationsstrukturen, das Wissenschaftssystem mit seinen Leistungsanreizen und Bewertungsregimen versteht, die auf die Forscher:innen und die Forschung einwirken und

sie „formen“, wurde noch einmal auf das Besondere von „Experiment!“ mit seinen Freiheitsgraden hingewiesen. Auf die Frage nach der Bedeutung des anonymisierten Antragsverfahrens machte Ulrike Bischler auf die Begünstigung der Nachwuchswissenschaftler:innen aufmerksam, denn es zwingt die Jury, sich auf die Forschungs idee zu konzentrieren und nicht auf die Lebensläufe und Publikationslisten. Bei den Jurysitzungen war eine Lernkurve bei den Begutachtenden zu beobachten, die sich selber durch interdisziplinäre Lebensläufe auszeichneten.

Im Vortrag „Niemals genug Zeit. Zum Verhältnis von Temporalität und Normativität in Review Verfahren“ ging es um Evidenzpraktiken der Begutachtenden im *European Research Council* (ERC). **Ruth Müller** (Technische Universität München) warf die Frage auf, wie sich die zeitliche Organisation von *Peer Review* auf die Verwendung von zeitlichen Kategorien als Beurteilungsinstrument auswirke. Als Rahmenbedingungen für den Beurteilungsprozess im ERC sei zu berücksichtigen, dass die Qualifikationsprofile der Antragsteller:innen ebenso wichtig wie die Forschungs idee seien. Vorherrschend sei eine vergleichende Beurteilung. Bei sehr unterschiedlichen Qualifikationsprofilen, etwa exzellente Publikationen im Vergleich zu einer herausragenden und erfolgreichen Doktorand:innenbetreuung, müssten Instrumente einer vergleichenden Qualitätsbeurteilung entwickelt werden. Die Interviews mit den Begutachtenden zeigten, dass sich im ERC eine „*output per time ratio*“ etabliert habe. Hintergrund für die Analyse bilde der „*judgement device*“-Ansatz für den Vergleich singulärer Güter. Ruth Müller zeigte, dass durchaus auch Abweichungen möglich seien und Beurteilungen revidiert werden können, in dem sich etwa Gutachter:innen für eine überzeugende Forschungs idee („*breakthrough*“) einsetzen, falls bei einer Antragstellerin die Leistungen wie Publikationen und Drittmittelwerbungen nicht überzeugten. Gutachter:innen leiden ständig unter Zeitnot und dies beeinflusst die Art der Bewertung. Es geht vor allem um die Fähigkeit beurteilen zu können, wer sich „oberhalb oder unterhalb der Linie“ befindet. Die Gutachter:innen seien sich durchaus bewusst, dass die Beurteilung nicht perfekt sei und dass auch diskriminierende Effekte entstehen könnten - etwa wenn Kindererziehungszeiten in den CVs nicht berücksichtigt werden. Diese könnten auch nicht durch ein Losverfahren verhindert werden, da sie in der Regel erst nach einer ersten Qualitätsbeurteilung durch die Peers angewandt werden, in der diese Effekte schon zu beobachten sind. Losverfahren können aber das *Peer Review*-Verfahren diversifizieren.

In der Diskussion wurde thematisiert, ob die Möglichkeit eine Beurteilung - wie im vorgestellten Fall - zu revidieren, als Einzelfall einzuschätzen sei, wie im *Peer Review* der Lebenslauf der Antragssteller:innen im Verhältnis zu der Projektidee verhandelt und bewertet wird, welche wissenschaftliche Kriterien zur Anwendung kämen und ob es Empfehlungen gebe, wie die Begutachtungen verbessert werden können, um einen *bias* zu verhindern. Ruth Müller wies darauf hin, dass „Reparaturtechniken“ im *Peer Review* in der Wissenschaftsforschung diskutiert würden, sie seien jedoch abhängig von dem konkreten Setting. In hochkompetitiven Verfahren wie im ERC sei dies sehr selten. In dem geschilderten Fall konnte die Gutachterin auf ein sehr hohes soziales Kapital rekurrieren und das sei ausschlaggebend gewesen. Bei der Bewertung der Leistungen der Person in Relation zum Projekt sind die Begutachtungsstadien entscheidend, vor allem sei die erste Stufe ausschlaggebend, in der verhandelt werde, wer überhaupt in Frage komme. Die Bewertenden seien sich durchaus bewusst, dass sie angesichts des breiten Spektrums an

Disziplinen und Forschungsfeldern nicht immer die fachliche Kompetenz für die Bewertung von Projekten aufweisen können, gleichzeitig sei auch ein wachsendes Selbstbewusstsein bei ihnen zu beobachten („*Expert reviewers*“). Sie hob die Bedeutung der Sozialisierungsprozesse im Peer Review hervor und dies auch gerade hinsichtlich einer vergleichenden Bewertung. Trainings seien durchaus zur Vermeidung eines *bias* hilfreich, wichtiger jedoch sei ihrer Meinung nach die Verbesserung der Arbeitsbedingungen für Begutachtungsprozesse: also mehr Anerkennung und Entlastung von anderen Tätigkeiten.

Die weiteren Vorträge des Tages konzentrierten sich auf verschiedene Aspekte von Losverfahren. Den Anfang machte **James Wilsdon** von der *University of Sheffield* (GB) mit einer Präsentation unter dem Titel „*From focal randomisation to a culture of experimentation: perspectives from a multi-funder consortium*“. James Wilsdon leitet das *Research on Research Institute* (RoRi), ein internationales Netzwerk aus Universitäten, Forschungseinrichtungen und Forschungsförderorganisationen. Neben den Gründungspartnern (*Wellcome Trust, Digital Science, University of Sheffield* und *CWTS, Leiden University*) sind an diesem Zusammenschluss derzeit 17 weitere „strategische Partner“ aus 12 Ländern beteiligt. Das *Research on Research Institute* wurde im September 2019 gegründet. Es will zu einer „Kultur des Experimentierens“ beitragen und engagiert sich für kreative, neue Ansätze des Forschungsmanagements und der Governance von Forschung. Das Themenfeld „*Randomisation of Grant Allocation*“ stellt eines von fünf Schwerpunkten des Konsortiums dar. Wie James Wilsdon erläuterte, sind gegenwärtig zahlreiche Organisationen aus verschiedenen Ländern an Auswahlverfahren interessiert, bei denen Loselemente eine wichtige Rolle spielen. Er wolle die etwas irreführende Bezeichnung einer „Lotterie“ vermeiden und spreche lieber von einer „*focal or targeted randomisation*“, die von einer kleinen, aber wachsenden Zahl von Organisationen versuchsweise eingeführt werde. *RoRi* unterstütze die Netzwerkpartner bei der Planung, Umsetzung und Evaluierung der verschiedenen Verfahren und wolle auf diese Weise auch zur Diskussion über Vor- und Nachteile sowie über Möglichkeiten zu deren Weiterentwicklung beitragen. Er erläuterte, dass die insgesamt 15 Partner dieses Projektes zwei verschiedenen Gruppen zugeordnet werden könnten: Einige Einrichtungen, zu denen neben der VolkswagenStiftung auch der Schweizerische Nationalfonds (SNF), der österreichische Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF), die *Novo Nordisk Foundation*, die niederländische Organisation für wissenschaftliche Forschung (NWO), die Chan Zuckerberg Initiative (CZI) und der Norwegische Forschungsrat (RCN) gehören, haben bereits Randomisierungsverfahren entwickelt, planen ihre baldige Einführungen oder setzen sie bereits um. Andere Einrichtungen sind derzeit noch etwas zurückhaltender und nutzen den Austausch innerhalb des Projektes insbesondere zur Prüfung, ob und unter welchen Voraussetzungen ihre bisherigen Förderverfahren um Zufallselemente modifiziert oder um andere „experimentelle“ Ansätze ergänzt und weiterentwickelt werden könnten. In der aktuellen Phase des Projektes, das im November 2020 begann, stehen Workshops und andere Veranstaltungen zur wechselseitigen Unterstützung bei der Entwicklung, Umsetzung und auch der Evaluation der verschiedenen Verfahren im Zentrum. Außerdem führt *RoRi* eine Begleitstudie zur Einführung von Zufallselementen in die Forschungsförderung durch und befragt dazu wichtige Akteure in den beteiligten Partnerorganisationen sowie Mitglieder der jeweiligen Auswahlkommissionen. Die Ergebnisse dieser Studie sollen Anfang Dezember in einem *RoRi Working Paper* veröffentlicht werden, außerdem ist ein Handbuch mit

zahlreichen Fallstudien geplant („*The Experimental Funders' Handbook*“). Beide Studien sollen im Rahmen eines „hybriden“ Abschlussworkshops am 1. und 2. Dezember 2021 vorgestellt und diskutiert werden. Die Netzwerkpartner werden auf dieser Grundlage über weitere „Experimente“ bei der Forschungsförderung und über gemeinsame Forschungsvorhaben beraten, die Zusammenarbeit soll also weiter ausgebaut werden.

Auf Nachfragen erläuterte Robert Wilsdon, dass sich die VolkswagenStiftung mit ihrer Förderinitiative an „der vordersten Front“ derjenigen Organisationen befinde, die mit verschiedenen Verfahren zur Forschungsförderung experimentierten. Den Kontakt zu staatlichen Förderorganisationen wolle man auf der nationalen und der internationalen Ebene ausbauen, diese hielten sich aber derzeit noch etwas zurück. Möglicherweise würden staatliche Akteure von der bereits erwähnten, unseriös wirkenden Bezeichnung der Verfahren als „Lotterie“ abgeschreckt. Gleichwohl werde in vielen Ländern kritisch über niedrige Erfolgsquoten, Intransparenz, Nepotismus und andere problematische Effekte von Förder- und Auswahlverfahren diskutiert, daher beobachte er durchaus eine gewisse Offenheit für unkonventionelle Ansätze. Georg Schütte betonte, der VolkswagenStiftung sei die Zusammenarbeit zwischen den Förderorganisationen und den „*Researchers on Research*“ ein besonderes Anliegen, das die Stiftung nicht nur auf der nationalen Ebene, sondern als Mitglied von *RoRi* auch auf der internationalen Ebene unterstütze.

Deutlich skeptischer betrachteten dagegen **Martin Reinhart** und **Cornelia Schendzielorz** (Humboldt-Universität zu Berlin) den Einzug von Los- und Zufallselementen in Förderentscheidungen, wie schon der Titel ihres Vortrags deutlich machte: „‘Wer Lotto spielt, hat nichts mehr zu verlieren‘ – Die Verlockungen einer zufälligen Gerechtigkeit in der Wissenschaft“. Ausgehend von der Frage, warum Menschen überhaupt Lotto spielen, wenn Verluste wahrscheinlich und Glückstreffer dagegen ausgesprochen unwahrscheinlich sind, setzten sich die Vortragenden damit auseinander, warum zunehmend über die Verwendung von Lotto in der Wissenschaft diskutiert wird und entsprechende Verfahren sogar bereits zum Einsatz kommen. Nach ihrer Einschätzung hängt dies eng mit der kritischen Einschätzung des *Peer Review* zusammen. Jedoch seien die Defizite von *Peer Review* bisher nicht empirisch belegt worden. Bisher sei nicht nachweisbar, dass *Peer Review*-Verfahren generell durch einen starken Bias gekennzeichnet seien. Auch gehe die Kritik an der besonderen Leistung von *Peer Review*-Verfahren, der Balancierung von Qualität und Legitimität, oftmals vorbei. Daher stellten die Vortragenden im Gegenzug die durchaus provozierende Frage, ob mit der Einführung von Losverfahren, auch von teil-randomisierten Verfahren, die Wissenschaftlichkeit der Entscheidungen über Forschungsfinanzierung preisgegeben werde. Diese Frage wurde von ihnen unter Bezug auf das Ethos der Wissenschaft entschieden bejaht. Losverfahren würden die kulturellen Charakteristika und die von Robert Merton herausgestellten Normen der Wissenschaft (Universalismus, Kommunalismus, Uneigennützigkeit und organisierter Skeptizismus) anders als die klassischen *Peer Review*-Verfahren massiv beschneiden. Zwar könnten teil-randomisierte Verfahren möglicherweise die Norm des Universalismus, also der unvoreingenommenen und fairen Bewertung erfüllen, aber anderen Normen wie etwa dem organisierten Skeptizismus und der damit zusammenhängenden Qualitätssicherung könnten diese Verfahren noch weniger gerecht werden als die vielfach kritisierten *Peer Review*-Verfahren. Auch würden falsche Anreize gesetzt – es werde nicht die bestmögliche wissenschaftliche Qualität

gefordert, sondern nur so viel Qualität wie nötig sei, um die Vorprüfung der Anträge zu überstehen. Angesichts dieser Schwächen regten sie an, auch Alternativen zu Losverfahren und die Veränderung einzelner Elemente von *Peer Review*-Verfahren (etwa die Transparenz der Selektionsprozesse, Anonymisierung, Erweiterung des Gutachterpools und der Förderkriterien) zu prüfen. Ihr Fazit lautete, dass Losverfahren keine wissenschaftliche Auswahl von förderwürdigen Projekten gewährleisten könnten. An ihre Verwendung sollten hohe Begründungsansprüche gestellt und die nichtintendierten Effekte sorgfältig beobachtet werden.

In der Diskussion wurde zunächst darauf aufmerksam gemacht, dass teil-randomisierte Verfahren wie etwa die Förderlinie „Experiment!“ durch eine Mischung von Loselementen und *Peer Review* gekennzeichnet seien, also durchaus die geforderten Ansprüche an eine wissenschaftliche Qualitätssicherung erfüllen würden. Andere Teilnehmer:innen wiesen darauf hin, dass durch die Verwendung von Loselementen oftmals schwierige Diskussionsprozesse, bei denen eine klare Entscheidungsfindung auf der Grundlage wissenschaftlicher Kriterien nicht möglich sei, abgekürzt werden könnten. Dem hielt Martin Reinhart entgegen, dass es in dem Vortrag nicht um einzelne Verfahren gegangen sei, vielmehr sei mit dem Vortrag eine generelle Einordnung von Losverfahren beabsichtigt worden, deren systemische Effekte auf die Wissenschaft sorgsam beobachtet werden müssten. Ulrike Bischler von der VolkswagenStiftung konnte einige Bedenken durchaus nachvollziehen, so habe sie sich beim Start der Teil-Randomisierung in „Experiment!“ gefragt, ob damit nicht „Glücksritter“ auf den Plan gerufen werden. Nach ihrer Einschätzung ist die Qualität der Anträge allerdings nicht gesunken, sondern den Antragsteller:innen sei durchaus daran gelegen, die *Peers* zu überzeugen. Aus Sicht der Stiftung sei das mehrstufige Verfahren sehr wichtig, da jede gute Idee die Chance haben müsse, im Rahmen des *Peer Review* identifiziert und gefördert zu werden.

Im Folgenden setzten sich **Eva Barlösius** und **Axel Philipps** (Leibniz Universität Hannover) mit der Frage auseinander, wie „Forschungsförderung per Los“ – so der Titel ihrer Präsentation – von Wissenschaftler:innen bewertet wird, und stellten dazu die Ergebnisse einer empirischen Studie vor. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass sich die Zahl der Forschungsanträge stark erhöht habe, dies führe zu einer wachsenden Belastung von Gutachter:innen und Diskussionen über zusätzliche Losverfahren. Um die Einschätzungen der Wissenschaftler:innen kennenzulernen, wurden 50 qualitative Interviews mit Wissenschaftler:innen in drei Fächern (Physik, Biologie und Geschichtswissenschaft) geführt. Anschließend wurden über 2150 promovierte Beschäftigte an niedersächsischen Universitäten und Hochschulen für eine Online-Befragung angeschrieben. Insgesamt haben 224 Personen den Fragebogen vollständig beantwortet. Im Unterschied zur Befragung von EVACONSULT waren die befragten Wissenschaftler:innen nicht an einem Losverfahren beteiligt. Auffallend sei, dass fast alle Befragten (rund 95 %) einem erhöhten Wettbewerbsdruck im Forschungsfördersystem feststellen und auch der Beobachtung zustimmen, dass die Gutachterwahl intransparent sei (67 %) und es vermehrte Gutachtenanfragen gebe (67 %). Auch würden mehr als die Hälfte der Befragten (57 %) eine thematische Steuerung durch Förderorganisationen beobachten. Wichtige Einsatzfelder von *Peer Review*-Verfahren seien Sonderforschungsbereiche (89 %) und Forschungsverbundvorhaben (87 %), auch bei der Bewilligung von Forschungsprojekten mit

hohem Finanzbedarf gebe es eine große Zustimmung zu *Peer Review*-Verfahren (87 %). Wie Eva Barlösius erläuterte, sinkt die Zustimmung bei der Anschaffung von Apparaten und Technik (53 %) und liegt bei Entscheidungen wie der Vergabe von Reisemitteln oder kostenneutrale Verlängerung von Projekten deutlich unter 50 %. Die Befragten wurden auch um Einschätzungen zu verschiedenen Losverfahren gebeten. Axel Phillips schilderte, dass zwar rund zwei Drittel (68 %) eine Auslosung unter formal korrekten Anträgen ablehnten, jedoch ändere sich dieses Bild bei anderen Varianten: So stimmten 59 % einem Losverfahren mit *Peer Review* und 62 % einem Losverfahren nach Begutachtung durch eine Gutachterkommission zu, also einer Variante, wie sie auch von der VolkswagenStiftung mit „Experiment!“ praktiziert wird. Bei weiteren Fragen nach den Einsatzfeldern von Losverfahren habe sich gezeigt, dass ein besonders hoher Anteil der Befragten (88 %) eine Auslosung bei gleicher Qualität der Forschungsanträge unterstütze. Rund zwei Drittel befürworteten außerdem ein Losverfahren bei Anträgen, die zuvor als forschungswürdig begutachtet worden seien, und bei gewagten Forschungsarbeiten, zu denen es keine Vorarbeiten gebe. Bei Entscheidungen, die mit einem hohen Prestige verbunden seien (etwa die Vergabe eines wissenschaftlichen Preises) oder bei denen es um große Finanzmittel gehe, sinke jedoch die Bereitschaft, diese Entscheidungen auszulosen. Sein Fazit lautete, dass es nicht sinnvoll sei, allgemein über „Losverfahren“ zu sprechen, sondern es sollte zwischen verschiedenen Varianten von Losverfahren unterschieden und diese Varianten sollten weiter untersucht werden. Auch seien Losverfahren nicht breit anwendbar, sondern es gebe spezielle Einsatzbereiche, bei denen ihr Einsatz geprüft werden sollte.

In der Diskussion wurde vorgeschlagen, der Überlastung des Gutachtersystems näher nachzugehen. Möglicherweise würden die Begutachtungen von vergleichsweise wenigen Wissenschaftler:innen übernommen, dafür seien aber nicht Losverfahren, sondern eine Diversifizierung der Gutachterpools eine Lösung. Zudem sei es wichtig, dass Begutachtungen eine deutlich höhere Wertschätzung erhielten als derzeit. Dem hielt Eva Barlösius entgegen, dass es derzeit viele Bereiche gebe, in denen eine Begutachtung erforderlich sei, jedoch müsse man langfristig prüfen, ob dies angesichts begrenzter Ressourcen tatsächlich sinnvoll sei. Andererseits hätten die Befragungen sehr deutlich gemacht, dass es zentrale Felder gebe, in denen die Wissenschaftler:innen selber über die Qualität der Vorhaben bestimmen und an *Peer Review* als ausschließlich wissenschaftsgeleitetem Verfahren festhalten wollten.

An der abschließenden Podiumsdiskussion „Losverfahren in der Forschungsförderung: neue Perspektiven, alte Probleme?“, die von **Andreas Knie** (WZB) moderiert wurde, nahmen **Ulrike Bischler**, VolkswagenStiftung, **Moritz Mälzer**, Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), **Marco Bieri**, Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) und **Uwe von Ahsen**, Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF, Österreich) teil. Andreas Knie führte in die Diskussion ein und erklärte: „Wer die Revolution will, sollte nicht den König fragen!“. Er hob die größeren gesellschaftlichen Veränderungen u.a. durch die „*grand challenges*“ sowie durch disruptiven Wandel hervor. Dagegen stellten sich die Wissenschaft und vor allem das *Peer Review*-Verfahren als sehr stabil dar. Alle Diskutant:innen betonten die große Bedeutung des *Peer Review* und der Qualitätssicherung (etwa durch die Vorauswahl der Anträge durch die Förderer) in ihren jeweiligen Forschungsförderorganisationen; ein Losverfahren sei allenfalls ein ergänzendes Element. Damit solle bspw. vermeiden werden, dass sich ein bias (Herkunft,

Geschlecht) insbesondere in „Graubereichen“ einschleiche, also bei Förderanträgen, deren wissenschaftliche Qualität überzeuge, die aber wegen nicht ausreichender finanzieller Mittel nicht unterstützt werden können, so Maro Bieri. Durch das Pilotprojekt „*Postdoc.Mobility*“ zur Karriereförderung, in dem ein Losverfahren eingesetzt wurde, konnte die anfänglich starke Skepsis im SNF überwunden werden, und mittlerweile finde es, auch durch eine hohe Verfahrenstransparenz, allgemeine Akzeptanz.

Auch die Frage nach der zukünftigen Rolle von riskanter Forschung verwies Uwe von Ahsen auf das „1000-Ideen-Programm“ des FWF, das sich als Anschubfinanzierung für neue, unkonventionelle Ideen verstehe, ähnlich der Förderinitiative „Experiment!“. Wegen des Risikos, keine Ergebnisse produzieren zu können, stehe es bislang nicht für die Doktorand:innenförderung zur Verfügung, allerdings habe er aus der Begleitforschung zu „Experiment!“ gelernt, dass nur sehr wenige Projekte nicht erfolgreich abschließen. Somit sei diese Entscheidung zu überdenken. Das Programm ist auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften offen. Moritz Mälzer erklärte, das BMBF habe bislang eine solche Förderlinie noch nicht auf den Weg gebracht, u.a. da sehr viele Mittel durch die institutionelle Förderung gebunden seien.

Auf die Frage des Moderators nach anderen Validierungsinstanzen jenseits des *Peer Review* verdeutlichte Ulrike Bischler, dass es vor allem darum gehe, die wissenschaftliche Vielfalt und damit auch riskante Forschungsvorhaben zu sichern. Sie verwies auf das Experimentieren mit *crowd-reviewing* in fachlich homogenen Settings (z.B. bei Astronomen für die Vergabe von Teleskopvergabezeiten) oder auf die Idee von *continuous-funding decisions*, bei der die Top-Anträge voll finanziert und weitere im Mittelfeld teilfinanziert würden. Mit Blick auf bessere Reliabilität von *Peer Review* hat sich wegen vieler Absagen nur bei hohen Fördersummen für große Projekte eine größere Anzahl von Gutachter:innen als praktikabel herausgestellt.. Moritz Mälzer verwies auf das Positionspapier des Wissenschaftsrats zum Begutachtungswesen mit den Stichworten Differenzierung, Professionalisierung und Anerkennung. Marco Bieri griff das Stichwort Professionalisierung auf und berichtete, dass der SNF Schulungen für Panelmitglieder anbiete, um sie für die Problematik von *bias* zu sensibilisieren. Uwe von Ahsen informierte über weitere Möglichkeiten etwa eines *block chain* im Sinne einer kontinuierlich erweiterbaren Liste von Informationen oder auch Datensätzen, mit dem kodierte Fachinformationen an die *scientific communities* zur Validierung und Verifizierung weitergeben werden könne.

In der Diskussion wurde auf den doch beachtlichen Kulturwandel in der Forschungsförderung in den letzten Jahren hingewiesen. Andreas Knie beendete die Podiumsdiskussion mit einem Vergleich mit dem Diesel-Motor: Da ist noch Luft nach oben!

Martina Röbbcke / Dagmar Simon

28.6.2021